Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 30. Grand Island, Nebr., 27. Mai 1910. Zweiter (Theil.) Nummer 39.

Mein Stab.

Das ist mein Wanderstab! — Von Haselhecken
Schnitt einst ich ihn auf einem Gang durchs Feld.
Es ist ein unscheinbarer, dürrer Stecken,
Und sah doch schon die weite, weite Welt.
Er leitete mich in die blaue Ferne,
Durch Sturm und Staub und glühnden Sonnenbrand.
Es hängt an ihm ein Glanz der ew'gen Sterne,
Die mit mir schritten durch das dunkle Land.

Von manchem Regen ward er abgewaschen,
Getrocknet schon von manches Himmels Gluth.
Ich stieß ihn schon in Staub und Schutt und Aschen
Und ging mit ihm schon über Veilchenblut.
Am Feldweg fanden wir uns oft zusammen,
Wo neben Blumen goldner Weizen halmt.
Der Stecken hat, man merkt es an den Schrammen,
So mancher Viper schon das Haupt zermalmt.

Und wenn ich sterbe, gebt mir keine Blumen
Hinunter in das sonnenlose Grab!
Legt mir, bestaubt von heil'gen Erdenkrumen,
An meine Seite meinen Wanderstab.
Den will ich treulich in den Himmel tragen
Als Pfand des Glücks bis hin vor Gottes Thron.
Und wenn die bösen Stimmen mich verklagen,
So weis' ich ihn — und Gott versteht mich schon.

Der Schöpflöffel.

Humoreske v. Marianne Kinel.

In dem Augenblicke, da Doktor Rudolf Menzel sein Zimmer verläßt und auf den Gang hinaustritt, steht Lizzi König, die Tochter seiner Hausfrau, an der Küchenschwelle. In der Hand hält sie einen mächtigen Schaumlöffel, den sie jetzt, bei dem verlegenen Gruße des jungen Mannes, hastig zu verbergen sucht. Dabei sieht sie mit ihren vom Herdfeuer gerötheten Wangen allerliebst aus. Ihr goldiges Haar schimmert in der Sonne, und unter dem feinen Geträusel der Stirnlöckchen schauen die Veilchenaugen wie zwei fröhliche Schelme in die Welt — gegenwärtig allerdings auf die Thür des nachbarlichen Zimmers.

Dort ist der Schlüssel stecken geblieben. Doktor Menzel hat ihn abzuziehen vergessen.

Mit einer gewissen Schadenfreude nimmt Lizzie dies wahr. Sie lächelt. Zugleich aber kommt ihr der Gedanke, daß ihr, als der Tochter der Hausfrau, nunmehr die Pflicht obliegt, das Zimmer zu überwachen. Wie leicht kann ein Unberufener, ein Dieb — — Nein das darf sie nicht dulden. Die ganze Verantwortlichkeit ruht jetzt auf ihr allein. Es ist sonst Niemand zu Hause als sie. Mama sitzt bis Mittag — es ist ein Sonntag — im Geschäftsladen, die alte Köchin ist in die Kirche gegangen.

Freilich, Doktor Menzel verdient es garnicht, daß man sich seiner annehme ..... Und dann, Lizzie kann ihn eigentlich garnicht leiden, seitdem sie merkt, daß sie mit ihren achtzehn Jahren gar nicht auf der Welt zu sein scheint für ihn, der doch nichts weiter ist als eine simple Miethspartei mit eigenen Möbeln.

Und sie hat sich doch so viel Mühe gegeben seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken ..... Aber es war umsonst. Der schlankgewachsene Mann mit dem schwarzen Vollbärtchen und den ernsthaften, braunen Augen hat sie nicht beachtet. Und sie weiß doch, daß sie hübsch ist und außerdem die Tochter einer reichen Wittwe ....

Lizzie hat die Suppe gesalzen, zweimal abgeschöpft und ist dann wieder auf den Gang hinausgeeilt. Sie muß die Thür im Auge behalten, wenn sie den Doktor auch nicht leiden mag. Endlich fällt ihr ein, daß sie den Schlüssel abziehen und in Verwahrung nehmen könnte. Schon ist sie an die Thür, aber im Begriff, dieselbe abzusperren, überkommt sie ein unsägliches Verlangen, das Zimmer zu betreten .... Niemand kann sie jetzt sehen .... Sie will noch zögern und überlegen, findet aber keine Zeit mehr dazu, denn schon steht sie mitten in der Stube, die Hand mit dem Schaumlöffel an das pochende Herz gedrückt, den Athem zurückhaltend .....

So sieht also eine Junggesellenwohnung aus, denkt sie. Altväterische Möbel ..... Auf dem Schrank eine bestaubte Theemaschine mit Tassen .... An der Wand das Portrait einer Dame mit sanften, leidenden Zügen .... Schwere Aktenstöße auf dem Schreibtische. Dort liegen auch einige Blätter aufgeschlagen. Lizzi nähert sich entschlossen, legt ihren Schaumlöffel auf das bürgerliche Gesetzbuch und liest: „Carl Meier contra Marie Meier, geb. Wilt — — Scheidung — —" Aergerlich fährt sie zurück. Also mit so häßlichen Dingen beschäftigt sich der Herr Doktor an seinem freien Sonntage. Mit dem Elend und Jammer zweier armer Menschenkinder? Da kommt der Schelm über Lizzi: Hastig reißt sie ein Blatt Papier von einem halb beschriebenen Bogen und kritzelt darauf: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden, sagt — Lizzi!" Den Zettel legt sie auf die Akten. Darauf sieht sie sich um. Es wäre so traulich hier, wenn sich nur das Walten einer Frauenhand bemerkbar machen würde .... „Warte", denkt sie, „Du sollst wissen, daß eine Fee hier ihr Wesen getrieben hat." Damit nimmt sie die Rose, welche an ihrer Taille befestigt ist und stellt sie in ein Glas Wasser, das auf dem Tische steht. Dann staubt sie den Theekessel ab, wischt die Tassen aus und eilt zum Spiegel. Auch diesen will sie säubern, hält aber inne, und während ein schelmisches Lächeln über ihr Gesicht fliegt, netzt sie den Zeigefinger und zeichnet mit demselben ihren Namen in die Staubschicht ..... Da hört sie Schritte. Sie fährt zusammen. Jemand kommt, und sie — sie im Zimmer eines Mannes! Eilig stürmt sie hinaus, wirft die Thür zu, sperrt sie ab und birgt den Schlüssel in der Tasche. — — Im nächsten Augenblick steht sie athemlos am Herd und dreht den Braten in der Pfanne um. Dann will sie die Suppe abschöpfen — — „Um Gotteswillen, der Schöpflöffel — — der ist auch drin geblieben", denkt sie schaudernd.

Unterdessen steht Doktor Menzel vor der Thür seines Zimmers und bemüht sich dieselbe zu öffnen. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen beginnt er in seinen Taschen zu kramen und verdrießlich den Kopf zu schütteln. Dann wendet er sich der Küche zu.

Sein Schatten fällt auf die Diele. Lizzi weiß daß ihr Nachbar dort steht und sie anstarrt, aber sie wagt es jetzt nicht, aufzublicken. Sie zittert wie eine Missethäterin. Es bedrückt sie schwer, daß sie einer übermüthigen Laune nachgegeben. Was würde er von ihr denken, wenn er sähe, was sie angestellt hat ..... daß sie sich ihm aufdrängen will .... sie .... ihm ... dem Manne, der sie nicht beachtet, für den sie gar nicht auf der Welt ist. Nein, er darf nicht in sein Zimmer kommen jetzt. Das Weinen steht ihr nahe.

„Fräulein Lizzi", hört sie sich rufen.

Sie hat in ihrem Uebereifer dreimal die Suppe gesalzen. Nun muß sie aber doch aufblicken .... langsam und scheu.

„Verzeihen Sie", kommt es zaghaft von Menzel's Lippen — „ich bin in einer merkwürdigen Verlegenheit. Ich glaube bestimmt, ich habe vorhin den Zimmerschlüssel stecken lassen und jetzt ist er nicht da. War vielleicht in meiner Abwesenheit Jemand — —"

„Nein, es war Niemand da", antwortet sie hastig. „Sie haben ihn gewiß verloren", fügt sie hinzu. „Vielleicht kehrt er um und sucht ihn", denkt sie.

Aber er rührt sich nicht vom Fleck.

„Haben Sie keinen zweiten Schlüssel, Fräulein?"

„Nein", beeilt sie zu sagen.

Eine Pause beiderseitigen Schweigens.

„Liegt Ihnen so viel daran, in Ihr Zimmer zu kommen, Herr Doktor?" fragt Lizzi sanfter. Sie fühlt Mitleid mit dem jungen Manne, der sie so treuherzig bittend anschaut. Es ist etwas merkwürdig Weiches in seinem Blick.

„Ja. Ich muß den Rock wechseln. Ich habe eine Einladung zum Mittagessen angenommen, und ich kann doch nicht in meinem Arbeitsrock in Damengesellschaft — —"

Lizzie's Mitleid verfliegt. „Recht geschieht dir", denkt sie. „Du hast keinen Rock und ich keinen Schöpflöffel." Dabei salzt sie die Suppe noch einmal.

In diesem Moment kommt Frau König, eine noch hübsche, sehr lebhafte Dame. Auch die Köchin wird sichtbar. Lizzi's Mama, welcher Menzel's Mißgeschick sofort erzählt wird, entscheidet lachend den verwickelten Fall.

„Nun, dann müssen Sie eben mit uns speisen, Herr Doktor", sagt sie und schiebt den verlegen Dareinschauenden resolut in das Zimmer.

* * *

Drei Uhr Nachmittags. Frau König ist gleich nach dem Essen eingenickt. Lizzi und Doktor Menzel sitzen noch am Tische und plaudern mit gedämpfter Stimme. Es ist recht traulich und still in dem großen luftigen Zimmer.

Sie müssen sich angenehme Dinge erzählt haben in dieser kurzen Stunde, denn ihre Augen leuchten und ihre Wangen glühen.

„Und es thut Ihnen nicht leid, bei uns geblieben zu sein, Herr Doktor?" flüsterte sie.

„O", giebt er zurück, leid? Fräulein Lizzie, wenn Sie wüßten! in meinen kühnsten Träumen hab' ich's nicht gewagt, daran zu denken, daß ich einmal mit Ihnen, Fräulein Lizzi — — Lizzi — —"

„Sagen Sie", unterbricht sie ihn strahlenden Auges, „aber aufrichtig, hat Ihnen die Suppe geschmeckt?"

„Ja."

„Wie gut Sie sind! Und Mama und ich, wir konnten sie nicht essen, so versalzen war sie."

„Nun ja, ein bischen versalzen", meint er freundlichst. „Aber das macht doch nichts. Sie haben sie ja gekocht."

„Also, es thut Ihnen nicht leid? Wie mich das freut!"

„Und ich danke Gott, daß ich den Schlüssel — —"

Lizzi giebt es einen Stich in's Herz. Was würde er zu dem Schöpflöffel sagen, der auf seinem Schreibtisch liegt? Sie muß einen Augenblick spähen, um in sein Zimmer zu eilen. Wenn dort Alles in Ordnung ist, dann wird sie ihm den Schlüssel in die Rocktasche praktiziren.

„Sonst hätte ich wohl nie den Muth gefunden", fährt Doktor Menzel fort, „so vom Herzen mit Ihnen zu sprechen. Und es ist mir schon lange wie ein herrlicher Wunsch. Immer hab' ich an Sie gedacht wie an etwas Unerreichbares ..... wie an einen Sonnenstrahl, den man nicht haschen kann ..... wie an etwas Helles, Liebes und Freundliches. Und weil ich den Schlüssel verloren habe, sehen Sie, Lizzi, deshalb hab' ich Sie gefunden, Sie ..... Hier darf ich sitzen und Sie anschauen. — —"

Lizzi hört zu wie berauscht. So spricht der Mann, von dem sie geglaubt, er beachte sie nicht. Sie hat die Augen geschlossen. Unwillkürlich neigt sich ihr Blondkopf ihm zu. Sie hat das Gefühl, als müßte sie ihn an seine Brust schmiegen und den leidenschaftlichen Worten lauschen, tagelang; dabei ist es ihr, als sollte sie von Herzengrund weinen vor Glück. Sie hat ihn ja geliebt vom ersten Tage an, da sie ihn gesehen.

„Und", schlägt es jetzt raunend an ihr Ohr — „und können Sie mich lieben, Lizzi, ein wenig nur — —"

Sie will die Lippen bewegen, aber eben öffnet sich die Thür und die kreischende Stimme der Köchin ruft:

„Der Schlosser war da. Ich hab' ihn geholt. Ihr Zimmer ist offen, Herr Doktor.

Die beiden jungen Leute springen erschreckt auf. Auch Mama fährt aus ihrem Schlummer.

„Ich glaube, ich bin ein wenig eingenickt", sagt sie gähnend.

Lizzi ist mit einem Male bleich geworden. „Den Schöflöffel wenigstens muß ich haben, ehe er ihn sieht", denkt sie und rennt davon.

Da ist sie nun wieder in seinem Zimmer, aber nicht allein — Doktor Menzel, der ihr besorgt nachgeeilt war, steht neben ihr.

Er gewahrt die Rose im Glase und schaut das glühende Mädchen an.

„Was ist das?" fragte er leise.

„Meine Antwort auf Ihre letzte Frage, Rudolf", antwortete sie ernst und zittert.

„Du warst also früher hier", ruft er stürmisch, „Du hast den Schlüssel?"

„Pst", macht sie, während er sie in seine Arme preßt, pst — „tiefstes Geheimniß —"

„Was soll das bedeuten?" schreit Frau König, die eben in's Zimmer tritt und schaut die Gruppe erstaunt an.

Lizzi reißt sich los, stürzt auf den Schreibtisch zu, ergreift das Blatt, das sie beschrieben, und reicht es der Mama.

„Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden, sagt Lizzi!" liest sie.

„Lizzi ist leider gewohnt, Recht zu behalten", sagt sie dann mit einem humoristischen Seufzer.

Was da vorgegangen war, das leuchtete auch der Köchin ein. Nur Eines konnte sie nicht begreifen, was zum Kukuk der Schöflöffel, der auf dem Schreibtische des Doktor Menzel lag, mit der ganzen Sache zu thun hatte.

Kaiserstadt Hangtschou.

Vor mehreren Wochen ist die Bahnverbindung zwischen Schanghai und der Stadt Hangtschou durch die Eisenbahngesellschaften von Kiangsu und Tschekiang vollendet worden, die ersten Bahngesellschaften, die größere Bahnstrecken allein mit chinesischem Kapital, unter chinesischer Leitung und mit chinesischen Technikern hergestellt haben.

Die Bahn erschließt dem in Schanghai ansässigen Westländer die fruchtbaren und sorgfältig bestellten Gebiete des Reislandes Kiangsu und des Hauptseidenlandes von China Tschekiang.

Hangtschou, die Hauptstadt der Provinz, ist zwar seit dem Frieden von Schimonoseki dem Außenhandel als Vertragshafen geöffnet. Aber die Chinesen haben es verstanden, durch Verlegung der Fremdenniederlassung auf einen fünf englische Meilen von der umwallten Stadt entfernten Platz, der freilich an dem hier endenden Kaiserkanal liegt, die Fremden von jeder näheren Berührung mit dem eigentlichen Volksleben fernzuhalten. Nur die Japaner, auf deren Verlangen 1895 der Platz geöffnet wurde, spielen in der Niederlassung von Hangtschou eine wichtigere Rolle.

Hangtschou ist dem gewöhnlichen Westländer in China, der sonst nicht viel von der Geschichte und den Merkwürdigkeiten des Landes kennt, wenigstens durch ein Naturspiel bekannt, die Sturmfluth, oder, wie man in China gewöhnlich sagt, die Hangtschouer Bore. Der Tsientang, der reißende Küstenfluß, der nahe bei Hangtschou in die länglich gestreckte und sich nur allmählich verbreiternde Bucht mündet, hat eine sehr starke Strömung, die sich der täglichen Flut entgegenwälzt, und wenn diese Flut, wie dies bei Sturm von der See her und besonders wohl unter dem Einfluß des Mondes zur Vollmondszeit nach und vor der Herbsttagundnachtgleiche, ausnahmsweise stark ist, wird die Fluth von der entgegenstürmenden Strömung des Flusses in dem engen Meeresarm aufgestaut, gewöhnlich bis zu zwanzig bis dreißig Fuß Höhe, und dies Schauspiel wirkt auf den Beschauer derart fesselnd, daß immer wieder Besucher von nah und fern nach Hangtschou strömen, um das eigenartige und großartige Schauspiel kennen zu lernen, das jeder, der es gesehen hat, als unvergeßlich schildert.

Daß Hangtschou außer dieser Bore noch unendlich viel andere Sehenswürdigkeiten hat, ist den meisten fremden Besuchern unbekannt. Nicht so den Chinesen, für die Hangtschou etwa einen ähnlichen Begriff bildet, wie für den gebildeten Deutschen Weimar, als die Kunststadt des Reiches überhaupt. Das verdankt Hangtschou der hundertfünfzig Jahre langen Zeit, in der es die Hauptstadt des Chinesischen Reiches war. Es ist das die Zeit der südlichen Sungdynastie, die etwa mit der Hohenstaufenzeit zusammenfällt. Von der Herrlichkeit der Sung-Kaiser in der Stadt selbst ist jetzt so gut wie nichts mehr übrig. Was bis ins neunzehnte Jahrhundert davon geblieben war, fiel den Taipings anheim, die von Tempeln und Palästen nicht einen Stein auf dem andern ließen. Nur der feine Geschmack, die Bildung und weichere Lebensgewohnheiten sind das Erbe der Bevölkerung geblieben, die ihre Provinz zu der gebildetsten und einer der reichsten und wohlhabendsten von ganz China gemacht hat. Von dem regen Gewerbefleiß und feinen Geschmack zeugt besonders die Seidenindustrie, die zwar auch nicht mehr auf der Höhe steht, die sie vor der Zeit der Taipings gehabt hat, die aber doch noch die erste ganz Chinas ist und wunderbar feine Stoffe und Stickereien liefert.

Was von der Herrlichkeit der Kaiserzeit übrig geblieben ist, beschränkt sich auf den sagenberühmten Westsee, der unmittelbar an der Stadtmauer gelegen ist. In diesem nicht allzu weiten, von freundlichen und malerischen Hügeln umgebenen See hat die chinesische Gartenkunst ein Fleckchen Erde geschaffen, das zwar dem westländischen Geschmack nicht allzu sehr zusagt, für den Chinesen aber mit deas Höchste überhaupt ist, was er auf diesem Gebiete geschaffen hat. Freilich spielt in dieser Werthschätzung auch die ideelle Werthung der Erinnerung mit. Die Hügel hinauf und am Seeufer entlang zieht sich eine Reihe von Landhäusern und Gärten der Reichen und Vornehmen, die den Sommer hier verbringen, und im Herbst in die Stadt zurückkehren. Zwischen diesen Sitzen der Reichen finden sich dann Grabanlagen, und zwar sind Plätze für Gräber in dieser Umgebung hochgeschätzt, da sie die günstigste Lage gewähren, die sich ein Chinse nach seinem Tode nur wünschen kann, um gegen den Einfluß der Wind- und Wassergeister geschützt zu sein. Zu den Gräbern führt eine sogenannte Geisterallee mit stehenden und liegenden Bildern von Thieren. In der Nähe liegt ein Schloß, das durch die gelbe Mauer als ein Palast der herrschenden Mandschudynastie kundgegeben wird. Die große Halle ist mit feinstem Raumsinn erbaut, das ganze Schloß aber und die Hof und Gartenräume sind vollständig ohne Pfleger. Nirgends ist eine bewachende und ordnende Hand zu erblicken. Der Palast und sein Grundstück sind vollkommen verlassen, und die Folge ist auch, daß sich das ganze in einem trostlosen Zustand des Verfalles befindet. Verfall kündigt sich auch auf den Inseln an, die inmitten des Sees gelegen sind. Die größte ist mit dem Ufer durch einen breiten und langen Damm verbunden, dessen sechs Brückendurchlässe dafür sorgen, daß die Schiffahrt der Vergnügungsboote auf dem See nicht behindert wird. Das Innere der Insel ist ganz von herrlichen Lotusteichen ausgefüllt, über die steinerne Brücken im Zickzack führen, deren hölzerne rotlackierte Geländer zwar fast spurlos vergangen sind, die aber noch heute einen Begriff von dem zierlichen und feinen Geschmack geben, der sie ins Leben gerufen hat. Ein Tempel des Kaisers Chienlung aus der herrschenden Dynastie ist verhältnismäßig gut erhalten, ein Pavillon Kaiser Kanghis aus der selben Dynastie sogar noch sehr gut.

Diese Insel bildet jetzt einen der liebsten Ausflugorte der Hangtschouer, auf ihr feiern sie ihre Feste und Schmausereien, und eine Menge nach chinesischem Geschmack sehr schön ausgeschmückter Hausboote liegt zu solchen Festlichkeiten und Ausflügen bereit, So ist ein Ausflug nach Hangtschou für den Chinesen Mittelchinas vielleicht das schönste Fest, das sich seine Phantasie ausmalen kann. Für den Westländer ist der ganze See zu chinesisch, die Natur ist zu sehr in die Fesseln der chinesischen Gartenkunst eingeschnürt, und für richtigen westländischen Naturgenuß fehlt dem See auch die schöne blaue Farbe. Er ist seines schlammigen Grundes wegen schmutzig braun, was aber wieder dem Gedeihen der zahlreichen Lotusblumen zugute kommt, nicht minder dem der großen und schmackhaften Karpfen, die zu genießen unbedingt mit zum Erfordernis des Ausflugs für den Chinesen gehört. Wenn daher der Westländer von dem Ausflug nach Hangtschou auch keinen reinen Naturgenuß nach seinem Geschmack erwarten darf, wird durch ihn doch seine Anschauung von der chinesischen Gefühls- und Gedankenwelt so sehr bereichert, daß schon dieser Gewinn es für den Bewohner von Schanghai zu einem großen Vortheil macht, daß die neue Bahn ihm diese alte Kaiser- und Kunststadt erschlossen hat.

Appetitlosigkeit der Großstadtkinder.

Appetitlosigkeit der Kinder ist eine in der Großstadt weit verbreitetes Uebel und Ursache, daß auch in zahlreichen wohlhabenden Familien der Ernährungszustand des Nachwuchses unbefriedigend ist. Während des Säuglingsalters wird bei normalen Kindern selten Appetitlosigkeit beobachtet, und solange ihre Ernährung sich auf Milch beschränkt, gedeihen sie und sehen voll und rund aus. Von größter Wichtigkeit für den Appetit und damit für das Gedeihen der Kinder nach beendeter Säuglingszeit ist die Auswahl der ihnen nun an Stelle der Milch gereichten Nahrung. Der Eintritt von Appetitlosigkeit weist fast ausnahmslos auf Irrthümer in der Ernährung hin. Ein sehr wichtiger Grundsatz ist, daß die Milch, obgleich sie aufgehört hat, das Hauptnahrungsmittel der Kleinen zu sein, noch jahrelang einen wichtigen Bestandtheil der Kinderdiät bilden soll. Dies wird verhindert, wenn man Kinder an Getränke gewöhnt, die ihnen die Lust am Milchtrinken rauben, und das tritt überall da ein, wo man dem Kinde frühzeitig Kaffee oder Thee, oder gar Bier zu kosten gibt. Genannte Getränke sind Reizmittel, und wer an ihnen Gefallen findet, verliert den Geschmack an reizlosen Genüssen, zu denen das Milchtrinken zu rechnen ist. Die Klage so vieler Eltern: „Mein Kind will keine Milch trinken," hat meistens nur diesen Grund. Aber nicht nur mögen an Kaffee gewöhnte Kinder keine Milch mehr; der Kaffeegenuß bewirkt außerdem ein Zurückgehen des Appetits für feste Nahrung. Dies gilt für Erwachsene so gut wie für Kinder. Also liegt im Kaffeegenuß eine zweifache Ursache der Unterernährung. Appetitstörend wirken ferner alle zu schweren, dem kindlichen Verdauungsapparat nicht angepaßten Speisen, besonders fettes Fleisch, Räucherwaaren und alle Arten Wurst, fette Kuchensorten, Zuckerwerk. Nicht minder wichtig für Erhaltung des Appetits ist unbedingte Regelmäßigkeit in den Mahlzeiten unter Vermeidung von Näschereien in den Zwischenzeiten, und schließlich vernünftiges Maß in den Quantitäten. Stadtkinder dürfen nicht essen, soviel sie wollen, denn Kinder mit gesundem Appetit wollen meist mehr als erfahrungsmäßig gut für sie ist, und Ueberfättigung, selbst mit der sonst zuträglichsten Speise, hat Appetitlosigkeit zur Folge. Landkinder darf man in dieser Hinsicht viel eher sich selbst überlassen, denn das Tummeln in der zehrenden Landluft ist ein wirksames Gegengewicht gegen Diätfehler, welches dem Großstadtkinde versagt ist.

Neues lenkbares Luftschiff.

Ingenieur Steffen in Kronshagen bei Kiel hat in aller Stille ein lenkbares Luftschiff, „Kilia I" erbaut, das in der Osterwoche zwei wohlgelungene Aufstiege machte. Das Luftschiff ist das kleinste aller vorhandenen; denn es ist nur 80 Fuß lang und faßt nur 600 Kubikyard Wasserstoffgas. Motor und Gondel sind durch ein Gerüst von Stahlröhren unten an das Luftschiff angebaut. Der aus Holz gefertigte Propeller wird von einem 40pferdigen Benzinmotor getrieben. Alle Anlagen sind so getroffen, daß sie von einem einzigen Manne bedient werden können. Der erste Aufstieg brachte den Ballon 1000 Fuß hoch und währte eine Viertelstunde. Der zweite Aufstieg dauerte ein volle Stunde und ging in eine Höhe von 2000 Fuß. Bei diesem Aufstieg zeigte Steffen, daß sein Luftschiff vorzüglich manöveriert. Er fuhr direkt gegen den Wind, beschrieb auch Kreise in der Luft und Doppelkreise (achten). Bei dieser Gelegenheit trat der Vortheil des kleinen Luftschiffes deutlich zutage; denn das Fahrzeug gehorchte dem Steuer sofort und zeigte gerade infolge seiner geringen Größe eine Beweglichkeit, die staunenswerth ist. Dabei fuhr Steffen vorsichtshalber mit stark verminderter Kraft. Er hofft, eine Fahrgeschwindigkeit von 32 Meilen in der Stunde erreichen zu können. Der Erfinder, ein Mann von 23 Jahren, hat die vollste Zuversicht, daß das Luftschiff sich auch bei stärkerer Windgeschwindigkeit halten wird. Tausende von Menschen sahen das Fahrzeug in diesen Tagen manöverieren. Nachdem einige Mängel, die bei den ersten Fahrten hervortraten, beseitigt sind, werden die Aufstiege fortgesetzt werden.

Der Pantoffelheld.

„Wollen Sie nicht auch die neue Oper anhören, Herr Grauser?"

„Nein, sie soll ja nur bis halb zehn dauern!"

„Aber das thut doch nichts zur Sache!"

„O doch; was habe ich von einer Oper, zu der ich keinen Hausschlüssel brauche?!"

Auch ein Grund.

Frau (zum Mann beim Kaffeetrinken): „Warum kann der Bäcker nicht immer solch schönen Kuchen liefern?"

Mann: „Weil mir das zu theuer käme!"